

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 94.

Berlin, Montag den 7. August

1843.

Frankreich.

Aus dem Leben Herschel's, von Arago.

Das Leben eines Mannes wie Herschel betrachten, heißt die interessantesten Seiten und Beziehungen seiner Wissenschaft, der Astronomie, zusammenstellen oder, mit anderen Worten, auch dem Laien Interesse für eine Wissenschaft einflößen, die ihn sonst nicht weniger durch ihre Trockenheit als durch ihre Schwierigkeit zurückzuschrecken pflegt. Wir haben hier nicht mehr das A-b-c, die noch schmuddelosen, ermüdenden Vorkursen der Wissenschaft durchzumachen, wie beim regelmäßigen Studium derselben, sondern werden an der Hand jenes Heros, dessen ganzes Leben eine Reihe der großartigsten Thaten und Entdeckungen in jenem Kreise ist, gleich in das innerste Heiligthum und dessen Schätze eingeführt. Man kann daher sagen, daß die Lebensgeschichte eines solchen Mannes in doppelter Beziehung lohnend ist: wir lernen erstens eine große Persönlichkeit kennen, und zweitens einen Theil des Gebiets, in welchem er neue Bahnen eröffnet. — Herschel's Leben und Arbeiten haben an Arago einen würdigen Darsteller gefunden; wir versuchen es, das Anziehendste aus der betreffenden Schrift *) unsern Lesern mitzutheilen.

William Herschel wurde den 15. November 1738 in Hannover geboren. Von seiner Familie ist nur wenig bekannt. Sein Urgroßvater Abraham Herschel mußte, wie es heißt, wegen seiner Anhänglichkeit an die protestantische Lehre Mähren verlassen. Sein Sohn Isaak war ein Pächter in der Nähe von Leipzig, von wo sein ältester Sohn, Jakob Herschel, später nach Hannover ging, indem er den Ackerbau mit der Musik vertauschte. Jakob war ein guter Musiker, aber bei seinen schwachen Mitteln nicht im Stande, einer Familie von zehn Kindern, sechs Knaben und vier Mädchen, eine genügende Erziehung zu geben; doch erwarteten sie alle von ihm einige Geschicklichkeit in seiner Kunst. Wilhelm, der dritte Sohn, zeigte schon in der Jugend große Fähigkeiten; er lernte Französisch und studirte die damalige (Wolff'sche) Philosophie, wodurch er einen Geschmack für Metaphysik gewann, der ihn später nie verließ.

Im Jahre 1759 kam Wilhelm Herschel, damals einundzwanzig Jahr alt, nach England, den Spuren seines ältesten Bruders Jakob folgend. Zwei Jahre lang hatte er hier mit widrigen Umständen zu kämpfen, bis endlich Lord Darlington ihn als Musiklehrer bei einem im Norden stationirten Regiment anstellte. Die Fähigkeiten des jungen Mannes machten sich jetzt geltend, und im Laufe des Jahres 1763 wurde er zum Organisten in Halifax erwählt. Die Muße und die verhältnißmäßig reichlichen Mittel, die ihm diese Ernennung verschaffte, benutzte er zu weiteren Studien. Er lehrte sich selbst Italienisch, Lateinisch und sogar ein wenig Griechisch; noch bewundernswürdiger aber ist es, daß er Smith's Harmonik oder Philosophie der Musik, ein tiefes und schweres Werk, das bei dem Lernenden bedeutende Kenntnisse in Geometrie und Algebra voraussetzt, gründlich studirte.

Im folgenden Jahre, 1766, bekam Herschel das Amt eines Organisten in der Oktagon-Kapelle in Bath, einen noch lukrativeren Posten als den, welchen er bisher eingenommen. Eine so schnelle Beförderung zeigt, daß seine ausgezeichneten Talente schon Anerkennung fanden. Er bewegte sich jetzt mitten unter fashionabler Gesellschaft und war beständig mit der Anordnung von Konzerten und Oratorien oder mit den zahlreichen Schülern, die ihm seine Beschüßer aufdrängten, beschäftigt. Man kann kaum begreifen, wie Herschel mitten unter so mannigfachen Berufsgeschäften im Stande war, die Studien fortzusetzen, die schon in Halifax eine ungewöhnliche Willenskraft und Beharrlichkeit bei ihm voraussetzten. Er wandte sich jetzt von der Mathematik zur Optik, der ersten und vornehmsten Quelle seines Ruhms, und zwar kann man annehmen, daß dabei der Gang seiner Studien folgender war: Die Musik hatte ihn zur Mathematik oder, mit anderen Worten, zum Studium der Harmonik von Smith geführt. Dieser Robert Smith war auch Verfasser eines „vollständigen Systems der Optik“, welches damals wohl das Beste in seiner Art war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Herschel beim Studium der Harmonik eine solche Achtung und Vorliebe für den damals noch lebenden Verfasser gewann, daß er von der Philosophie der Musik zur Optik überging, dem Werk, auf welchem Smith's Ruf vorzüglich beruhte, und sich so unwillkürlich zu der Laufbahn vorbereitete, auf der er bald so viel Vorbeern ärndten sollte.

*) Analyse historique et critique de la vie et des travaux de Sir William Herschel. Par M. Arago.

Ein zwei Fuß langes reflektirendes Teleskop war Herschel in Bath in die Hände gefallen. Damit sah er zahllose Sterne am Himmel, deren Existenz er früher kaum geahnt hatte. Eine neue Schöpfung schien sich ihm aufzuthun. Er war ganz Entzückt und Begeistert, und schrieb sofort nach London nach einem Instrument von ähnlicher Construction, aber größerem Umfang. Doch der Preis desselben ging weit über seine Mittel hinaus. Durch diese Schwierigkeit eher entflammt als abgeschreckt, faßte er den Entschluß, da er ein großes Teleskop nicht kaufen könne, sich selbst eins zu machen. Von diesem Tage an widmete der Organist der Oktagon-Kapelle seine ganze Muße und Energie der Anfertigung von Metallspiegeln. Er machte Experimente, um die beste Composition des Metalls, die beste Form des Spiegels und die beste Polirmethode zu finden. Er arbeitete mit einem Enthusiasmus, der sich nicht an Schwierigkeiten lehrte. Er machte nicht weniger als zweihundert Metallspiegel von sieben Fuß Brennweite, hundertundfünfzig von zehn Fuß, und gegen achtzig von zwanzig Fuß Brennweite. Beim Poliren der Spiegel arbeitete er mit solchem Eifer, daß er nicht einmal Nahrung zu sich nahm, bis das Ganze vollendet war, obgleich dies eine Arbeit von zehn, zwölf, ja vierzehn Stunden erfordert. Im Jahre 1774 hatte er das Glück, den Himmel mit einem Teleskop von fünf Fuß Brennweite, das ganz von ihm selbst gemacht war, zu beobachten; dann aber ging er fort zu Instrumenten von zehn und selbst zwanzig Fuß Brennweite. Die spottlustige Welt fing schon an, diese gigantischen Vorbereitungen des sternguckenden Musikers zu belächeln; aber ein glücklicher Treffer erhob ihn auf einmal in der allgemeinen Achtung zum Rang eines Astronomen. Am 13. März 1781 entdeckte er einen neuen Planeten an den äußersten Gränzen des Sonnensystems. Georg III., dem zu Ehren der neue Stern Georgium sidus genannt wurde, und welcher, wie Herr Arago sagt, eine besondere Vorliebe für alles Hannoversche hatte, schüttete auf den neuschaffenen Astronomen die namhaftesten Gunstbezeugungen herab. Er wies ihm eine Pension von dreihundert Pfund jährlich an und eine Wohnung bei Windsor, zuerst in Clai-Hall, dann in Slough. „Die Erwartungen Georg's III.“, sagt Herr Arago, „sind vollständig in Erfüllung gegangen. Man kann von dem Garten und der kleinen Wohnung in Slough behaupten, daß er derjenige Ort in der Welt ist, an welchem die größte Anzahl von Entdeckungen gemacht worden. Der Name dieses Dorfs wird nie untergehen; die Wissenschaft wird ihn gewissenhaft der spätesten Nachwelt überliefern.“

(Fortsetzung folgt.)

Philosophische Gedichte von Alfred de Vigny.

Seitdem die Poesie Hand in Hand mit der Politik unserer Tage gegangen ist, wird es nicht in Erstaunen setzen, daß sie auch mit der Philosophie gemeinschaftliche Sache macht. Ob sie in dieser unpassenden Gesellschaft nicht an ihrem Wesen Schaden leidet, wollen wir dahingestellt seyn lassen, da die hier mitzutheilenden Proben ihrer neuen Gattung das Urtheil erst bestimmen müssen, nur wollen wir diesem insoweit vorgreifen, daß wir unsern Lesern in Erinnerung bringen, wie der leider zu früh verstorbene Dichter Friedrich von Sallet als poetischer Philosoph ungleich höher stand als sein französischer Nachfolger, und daß auch Leopold Schefer ein Mehreres und Besseres in derselben Gattung geleistet hat. Alfred de Vigny ist übrigens durch seine Romane und durch sein Drama „Chatterton“ den ersten Schriftstellern des jetzigen Frankreichs beigezählt; jedoch bezweifeln wir es einigermaßen, ob er seinen Ruhm erhöhen wird durch seine Poèmes philosophiques. Das hier folgende ist von den bisher erschienenen unstreitig das beste:

Am Delberge.

I.

Und es war Nacht — der Heiland wandelte allein,
Ein weiß Gewand hüllte wie ein Sterbekleid ihn ein.
Am Hügel lag die Jüngerschaar in tiefen Träumen,
Und schaurig senkt der Wind in den Olivenbäumen.
Mit weiten Schritten wandelt Jesus unter ihnen
Und hebt wie sie; die Augen trüb und finster schienen,
Die Stirn gesenkt, gekreuzt die Arme auf der Brust,
Betrübt zum Tod; als hätte er bergen sich gemußt
In Nacht, eilt über wohlbekannte Felsenspfade
Er gen Gethsemane, dem heiligen Ort der Gnade;
Er beugt sich, kniet, zur Erd' die Stirne senkt er,
Dann, Vater! rufend, himmelwärts die Blicke lenkt er —

Gott schweigt, und dunkel bleibt der Himmel; tief erschüttert
 Steht Jesus auf, lehnt an den Ölbaum sich, der zittert.
 Ein kluger Todeschweiß falt von der Stirne thaut,
 Er hebt zurück, er eilt hinweg, er ruft, ihm graut:
 „So könnt Ihr denn mit mir nicht wachen und nicht beten?“
 Dem Todesstol der Jünger unnahbar, verwehten
 Des Meisters Klagen, taub war selbst des Petrus Ohr.
 Da wieder steigt des Menschen Sohn gebeugt empor,
 Gleich einem Hirten aus Aegypten wüß ihm danken,
 Er sähe einen Engel in den Sternen winken.
 Doch hüllt nur dunkler Nebel weit die Räume ein
 Wie'n trüber Wüstenkleider — da denkt er der Pein,
 Die er erlitt als Heiland nun seit dreißig Jahren —
 Er wird ein Mensch, sein sterblich Herz scheut die Gefahren,
 Die Hurd' beschleicht ihn eisefalt — zu dreien Malen
 Ruft Vater! er vergeblich. — Sturm nur, der die fahlen,
 Gefallnen Blätter regt, giebt Antwort ihm.
 Er sinkt zu Boden, und er fühlt es, was geziem'
 Dem Sterblichen in Todesangst. — Es zittert bang
 Die Welt, als Christus zu des Schöpfers Füßen sank.

II.

Und Jesus sprach: O, Vater, laß mich hier noch leben!
 Schließ nicht mein Buch, das letzte Wort muß ich noch reden;
 O fühlst Du nicht, daß auch die ganze Welt
 Und alle Menschen leiden, wenn mich Schmerz befüßt?
 Die Erde fürchtet sich verwitwet und allein,
 Getrennt von dem, der ihr geschenkt ein neues Sein
 Mit einem einzigen Wort, das Du in ihren oden Schoß
 Von Deinem Himmel durch meinen Mund gesendet hast.
 Es ist dies Wort so rein und süß, daß, hebberauscht
 Wie von der Gottheit Lebensquell, die Menschheit lauscht.
 Wenn ich, die Arme öffnend: Bruderliebe! nenne.

— O, Vater! wenn die Schmerzenssendung ich erfülle,
 Wenn ich der Gottheit Anstich weise mir verhältle,
 Wenn von dem Menschenopfer ich den Preis verwandelt,
 Und statt des Leids, des Geistes Hingebung erhandelt,
 Und überall statt irdischer Dinge gab Symbole:
 Daß Wort statt Kampfs und statt des Schlags die Obote,
 Und statt der Ströme rothen Blutes Purpurwein,
 Und statt des Fleischs das weiße Brod von Hefe rein;
 Wenn ich die Zeit geheilt, und frei gemacht die eine,
 Die andere gefangen nahm, dann gib auch, daß ich reine
 Die Zukunft; ihr sey die Hälfte meines Bluts geschenkt.
 So wie Vergangnes ward gereinigt und getränkt
 Von diesem Blut, so voll von Liebe und so rein von Schuld,
 O, so vergieß die Hälfte, Gott voll Huld,
 Für Jene, welche lagen werden: „tödtet ihn!“ —
 Ich weiß, dereinst wird aller Völker Geist verwirrt,
 Von Unterdrückten und von falschen Weisen wird
 Ein falscher Sinn gebracht in meine Heillehren.
 Kaum ausgesprochen, muß sich schon in Gift verkehren
 Mein Wort, mein Gleichniß — diesen Kelch nimm weg von mir,
 Der bitter ist als Wermuth und der Myrthen Bier;
 Nicht Geißel und nicht Dornenkron' mich also schreden,
 Nicht Nögel und nicht Speer, die tief in Wunden stecken!

Die Gottheit, die auf Weiten sich herniederläßt,
 Soll ihres Schrittes Spur anspüren tief und fest.
 Als auf die Erdenugel ich den Fuß gelenkt,
 Weil ruhelos ihr Klagen mich bedrängt,
 Wollt' ich zwei Engel ihr statt meiner hinterlassen,
 Die Menschheit sollte küßend ihre Hand erfassen:
 Vertrau'nde Hoffnung, selige Gewißheit,
 Die jetzt im Paradiese lächelnd noch verweilen.
 Und dieser armen Erde soll ich nun enteilen,
 Den Schleier ihres Glanzes hab' ich kaum erhoben,
 Der düster wie ein Leidentuch gedoben,
 Der Endraum seiner weiten Falten
 Wird von dem Zweifel und der Sünde festgehalten.

Der Zweifel und die Sünde! o, ein Wort von mir
 Vernichtet sie; vorausgesch'n sind sie von Dir,
 Doch, laß mich's sagen: n'at sind sie von Dir geschickt.
 Ein Vorwurf ist dies, der die Welt bedrückt!
 Sag' Lazarus, er soll sein leeres Grab besetzen,
 Das große Todeskräftel soll er nicht verschweigen.
 Gib ihm Erinnerung von dem, was ihn durchschauert,
 Auf daß er rede! — Was enden soll, was dauert
 Und was Du der Natur ins Herz geschrieben,
 Wie unerschöpflich und wie keusch ihr Lieben,
 Weßhalb Zerstörung und Erneuerung in ihr walten,
 Sich Manches offenbart und Vieles wird geheim gehalten,
 Und ob das Sternenherr geprüft auch werde,
 Ob es verschuldet und erlöst ist gleich der Erde;
 Und ob die Menschen sind geboren für die Welt
 Oder ob sie wird ihnen freigestellt;
 O, zeige doch, was in der Sage ist das Wahre,
 Und im verschleierte Geheimnis zeig' das Klare;
 Den Irrthum des Verstandes, der Einsicht Wissen;
 Warum in Keckers Finsternissen
 Die Seele ist gefangen, und warum der Tod
 Gleich wie ein dunkles Schwert die Welt bedroht;
 Das Gute und das Böse, ist es des Zufalls Spiel,
 Oder ob es des Weltalls Pol und Ziel;
 Weßhalb die bösen Geister siegen und das Kind
 An unverdientem Glend stirbt geschwind;
 Und ob die Völker sind wie fromme Frauen,
 Die auf der Sterne göttliche Gedanken schauen,
 Oder wie thörichte Kinder, ohne Licht in der Nacht,
 Die weinend sollen, über die kein Auge wacht; —
 Und wenn der Zeituhr letztes Sandes Korn verrann,
 Ein Blick Deiner Augen, ein Hauch Deines Mundes dann,
 Ein Zeichen meines Kreuzes, ein Ruf meiner Seele
 Verhüten wird, daß Schmerz noch länger quäle —

Dem Menschen Alles offenbar dann wird, wenn er erfährt:
 Woher er kam, wohin zurück er kehrt!

III.

So sprach der Gottessohn zu seinem Vater;
 Er kniet sich — lange hofft er, kniet er, dat er —
 Da läßt er nach und sagt nachgiebig stille:
 „Der meine nicht, in Ewigkeit geschehe nur Dein Wille!“
 Er sieht umher, er sucht und kann nichts schauen,
 Es überfällt ihn Todesangst und Grauen.
 Wie schwarzer Marmor bleibt der Himmel unbewegt,
 Des Sterbens Kampf sich in der Seele langsam regt;
 Die Erd' ist dunkel — ohne Stern und Morgenroth; —
 Doch fern im Wald schon des Verräthers Fackel loht!

Fr. F. v. P.

England.

Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena.

Von Elisa Abell.

(Schluß.)

Wir sahen hierauf ein anderes Gemälde, auf welchem sich die Kaiserin Marie Louise mit ihrem Sohn in einer Glorie von Rosen und Wolken befand — was ich jedoch nicht ganz so sehr bewunderte, wie einige andere. Napoleon sagte nun, daß er uns das Portrait der schönsten Frau in der Welt zeigen wolle, und brachte dann ein köstliches Miniatur-Bild seiner Schwester Pauline hervor. In der That habe ich nie etwas so Liebliches erblickt; ich konnte die Augen nicht davon abwenden und gab mein Entzücken laut gegen ihn zu erkennen. Meine Lobes- Erhebungen schienen ihm zu gefallen und er meinte, daß sie von meinem Geschmack zeugten, da Pauline vielleicht zu den schönsten Frauen gehöre, die je existirt haben.

Der Kaiser spielte in der Regel alle Abende Karten, und als wir müde wurden, die Portraits und dergleichen durchzusehen, sagte er: „Wir wollen jetzt nach dem Pause gehen und Whist spielen.“ — Wir begaben uns Alle dahin und unser kleiner Whistisch wurde schnell in Bereitschaft gesetzt, aber die Karten waren nicht genug geglättet und Las Cases erhielt den Befehl, sich an einen Seitentisch zu setzen und sie so lange zu geben, bis sie leicht von der Hand gingen. Während der Ober-Kammerherr so beschäftigt war, fragte mich Napoleon, was ich für ein Ballkleid anziehen werde? — Ich muß hier einschalten, daß, als mein Vater es mir abschlug, den von Sir George Cockburn gegebenen Ball besuchen zu dürfen, ich den Kaiser um seine Erlaubnis gebeten hatte. Er war auch so gütig, sich deshalb bei meinem Vater zu verwenden, und natürlich wurde mir die Erlaubnis augenblicklich zugestanden.

Ich lief sogleich hinauf, um ihm das Ballkleid zu holen; es war das erste, das ich je besessen hatte, und ich war nicht wenig stolz darauf. Er fand es sehr hübsch, und da die Karten jetzt bereit waren, so legte ich es auf das Sopha und setzte mich an den Spieltisch. Napoleon war der Partner meiner Schwester und Las Cases wurde mir zu Theil. Wir hatten bisher immer um Bonbons gespielt, aber diesen Abend sagte der Kaiser: „Mademoiselle Betty, ich will mit Ihnen einen Napoleon auf diese Partie wetten.“ — Mein ganzer Schatz bestand damals aus einer Pagode*), die ich zum Geschenk erhalten hatte, und ich erbot mich, sie gegen seinen Napoleon zu setzen. Der Kaiser willigte ein, und das Spiel begann. Wie es schien, hatte er sich vorgenommen, diesen Tag des Muthwillens in gleicher Weise zu beschließen. Seine Karten durchsehend, wie sie ihm gegeben wurden, bemühte er sich, meine Aufmerksamkeit abzulenken, sobald er eine wichtige erhielt, und zeigte diese hierauf verstoßen meiner Schwester. Ich bemerkte sein Manöver und rief ihn deshalb zur Ordnung; ich sagte ihm, daß er zu betrügen suche, und wenn er so fortfahre, würde ich nicht länger mit ihm spielen. Endlich bediente er vorsätzlich nicht mit der Farbe und bemühte sich am Schlusse der Partie, die Karten so zusammen zu mischen, daß dieses nicht entdeckt würde; aber ich sprang auf, faßte ihn bei den Händen und zeigte ihm und den Anderen, was er gethan hatte.

Er lachte, bis ihm die Thränen aus den Augen flossen, und behauptete, daß er ehrlich gespielt habe — ich aber hätte betrogen und müsse ihm die Pagode zahlen. Als ich darauf bestand, daß er nicht die richtige Farbe gespielt, nannte er mich méchante und eine Betrügerin, und mein Ballkleid von dem Sopha weghaschend, lief er damit aus dem Zimmer und nach dem Pavillon — zu meinem nicht geringen Schrecken, da ich fürchtete, daß er meine schönen Rosen zerdrücken und verderben würde. Ich stürzte ihm sogleich nach, aber er war mir zu schnell, und, durch das Zelt eilend, erreichte er die innere Kammer, wo er sich einschloß. Jetzt fing ich an, sowohl in französischer als Englischer Sprache mit den pathetischsten Bitten und Beschwörungen in ihn zu dringen, mir mein Kleid zurückzugeben; aber umsonst — er war unerbittlich, und ich hatte den Kummer, ihn über meine rührendsten Vorstellungen lachen zu hören. Ich mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Er ließ mir nachher sagen, daß er mein Kleid behalten werde, und daß ich mich entschließen möge, nicht auf den Ball zu geben. Ich wachte die halbe Nacht durch, bis ich endlich über dem Weinen einschlief, mit der Hoffnung, daß er sich am Morgen erweichen lassen würde; aber der Morgen kam, und ich sah nichts von meiner hübschen Robe. Ich schickte im Laufe des Tages mehrere Male zu ihm, um meine

*) Eine Pagode ist eine Indianische Goldmünze, etwa 1 Dukaten an Werth.

Bitten zu erneuern, erhielt aber stets zur Antwort, daß der Kaiser schlief und nicht gestört werden könne. Er hatte hierzu Befehl gegeben, um mich zu wecken. Endlich schlug die Stunde unserer Abfahrt nach dem Thale; die Pferde wurden vorgespannt, und die kleinen Reiterknaben holten die zinnernen Kisten ab, worin sich mein schönes Kleid leider! nicht befand. Ich war in Verzweiflung und überlegte es bei mir selbst, ob es nicht besser wäre, in meinem Handrock zu gehen, als zu Hause zu bleiben — da gewahrte ich plötzlich zu meiner größten Freude den Kaiser mit dem Kleide über den Rasenplatz nach der Gartentür eilen. „Hier, Miß Betsy“, rief er, „ich habe Ihnen Ihre Robe gebracht; ich hoffe, daß Sie jetzt artig sind und daß Ihnen der Ball gefallen wird — vergessen Sie aber nicht, mit Gourgaud zu tanzen.“ — Der General Gourgaud war kein sehr schöner Mann, und ich hatte eine kindische Abneigung gegen ihn.

Ich war ganz entzückt, mein Kleid zurück zu bekommen, und noch mehr erfreut, die Rosen unbeschädigt zu finden. Wie mir Napoleon sagte, hatte er sie arrangiren und aufspühen lassen, weil er glaubte, daß sie die Nacht zuvor zerdrückt worden. Er ging neben unseren Pferden her, bis er an das Ende der Straße kam, die nach den Briars führt. Er blieb dann stehen und machte einige Bemerkungen über die Schönheit eines Hauses, das in dem Thale unter uns lag; er fragte uns, wem es gehöre, und äußerte seine Absicht, es in Augenschein zu nehmen. Las Cases begleitete den Kaiser den Berg hinunter, und wir fuhren auf den Ball. Er erzählte am folgenden Tage, wie sehr ihn jener Punkt angesprochen habe, und daß er auf einem, dem Eigenthümer desselben gehörigen, schönen kleinen Poney nach Hause geritten sey.

Die einzige Ausnahme, die der Kaiser während seines Aufenthalts bei uns in seinen regelmäßigen Gewohnheiten machte, war in der Stunde des Aufstehens. In der Mitte unseres Gartens lag ein großer Teich von spiegelklarem Wasser, mit Gold- und Silberfischen angefüllt; in der Nähe desselben befand sich der Weingarten, mit einer aus Reben aller Gattungen gebildeten Trellage. Am Ende des Weingartens war eine Laube, um die sich gleichfalls der Wein in üppigster Fülle rankte. Für diesen Ort, der so geschätzt war, hatte Napoleon eine besondere Vorliebe. Er pflegte mitunter seine Papiere schon um 4 Uhr Morgens hintragen zu lassen und sich bis zum Frühstück mit Schreiben und Diktiren zu beschäftigen. Es wurde Keinem erlaubt, ihn zu einer solchen Zeit zu stören, und er bezeugte sich stets sehr dankbar für diese kleine Aufmerksamkeit. Von diesem Verbote war ich auf besonderes Verlangen des Kaisers allein ausgenommen. Ich wurde als eine privilegierte Person betrachtet; selbst wenn er im Begriff war, eine Phrase an Las Cases zu diktiren, kam er, sobald er meine Stimme hörte, an die Gartentür, schloß sie auf und hieß mich mit lächelnder Miene willkommen. Ich machte auch von seiner Güte keinen Mißbrauch und belästigte ihn nur selten in seiner Einsamkeit.

Ich erinnere mich jedoch, daß eines Tages eine sehr hübsche junge Dame aus der Stadt kam, um den Morgen bei uns zu verbringen. Sie schmachtete danach, Napoleon zu sehen; aber die Hitze war äußerst drückend, und er hatte sich deshalb nach der Laube zurückgezogen. Ich schwankte einige Zeit zwischen der Furcht, ihn zu stören, und der, meiner Freundin zu mißfallen; aber endlich schien es Miß C. so nahe zu gehen, den Kaiser nicht gesehen zu haben, daß ich nach dem Garten hinunter lief und an die Thür klopfte. Ich erhielt eine geraume Zeit keine Antwort, aber ich pochte und rief so lange, bis ich den Kaiser aufweckte. Er war in der Laube bei seinen Papieren eingeschlafen.

Er kam an die Thür und fragte mich, was ich verlange? — „Lassen Sie mich ein“, sagte ich, „und Sie sollen es erfahren.“ — „Nein!“ erwiderte er, „sage mir erst, was es giebt, und dann sollst Du hereinkommen.“ — Ich mußte ihn also benachrichtigen, daß ich ihm eine junge Dame vorzustellen wünsche. Er wollte sie nicht sehen und befahl mir, ihr zu sagen, daß er sich nicht wohl befände. Ich entgegnete, daß sie ganz untröstlich seyn würde, und daß sie so sehr hübsch sey.

„Nicht wie die Dame, der ich gestern so viele Artigkeiten vorsagen mußte?“ fragte er.

Ich versicherte ihm, es sey eine ganz andere Art Person, die sehr jung und schön wäre. Zuletzt ließ er sich bewegen, die Thür zu öffnen; sobald er aufgeschlossen hatte, eilte ich zu dem Schreibtisch und bemächtigte mich schnell seiner Papiere. „Nun“, rief ich, „zur Bestrafung Ihrer Unart, mich so lange an der Thür warten zu lassen, werde ich diese behalten und dadurch alle Ihre Geheimnisse kennen lernen.“ — Er zeigte einige Unruhe, als er die Papiere in meiner Hand erblickte, und befahl mir, sie gleich niederzulegen; aber ich verweigerte dieses, entsprang ihm und jagte, meine Tropfen schwinnend, im Garten umher. Endlich sagte er, wenn ich sie nicht auf der Stelle wieder abliefern würde, er nicht mehr mein Freund seyn; worauf ich sie ihm zurückgab. Ich nahm ihn dann bei der Hand, damit er mir nicht wieder entrienen möchte, und führte ihn nach dem Hause, wo er Miß C. fand. Ich stellte sie dem Kaiser vor, der sie durch seine Komplimente über ihre Schönheit u. s. w. in das höchste Entzücken versetzte. Als sie uns verließ, begleitete er sie den Rasenplatz hinunter und half ihr in den Sattel. Er sagte mir nachher, daß sie ein sehr schönes Mädchen sey, aber die Miene einer Fußmachersin habe.

Die goldene Frucht in diesem neuen Garten der Hesperiden hatte als Drachen einen alten Malayischen Sklaven, Namens Toby, der viele Jahre vor unserer Ankunft nach der Insel gebracht worden war; der alte Mann hatte vierzig Jahre in diesem Garten gelebt, ohne dessen Gränze zu überschreiten. Er war ein Original und nicht uninteressant in seiner Art. In

seinem Gebiet (dem Umfang des Gartens) herrschte er despotisch und duldete gegen seine Autorität keinen Widerspruch, und die Familie hatte vor ihm beinahe so viel Respekt, als vor dem Herrn der Briars selbst. Napoleon faßte eine besondere Neigung zu dem alten Toby und sagte meinem Vater, daß er ihn zu kaufen und ihm die Freiheit zu geben wünsche; dieses wurde jedoch, politischer Rücksichten halber, nicht gestattet. Die Güte des Kaisers machte jedoch auf den alten Mann den tiefsten Eindruck, und nichts erfreute ihn so sehr, als die ausgesuchtesten Früchte zu pflücken und die schönsten Bouquets zu binden, um solche nach Longwood zu schicken — „an den guten Mann Bony“, wie er den Kaiser nannte. Napoleon machte es sich auch zur Regel, wenn er mich sah, sich nach der Gesundheit des alten Toby zu erkundigen, und als er Abschied von ihm nahm, schenkte er ihm zwanzig Napoleons.

Während seines Aufenthalts in den Briars war der Kaiser sehr zugänglich, und da er wußte, wie sehr uns dieses erfreute, schien er alle kleine Aufmerksamkeiten, die wir im Stande waren, ihm zu erweisen, durch Artigkeit und Güte gegen unsere Freunde vergelten zu wollen. Mein Vater lud eines Tages große Gesellschaft bei uns ein, und auch der Kaiser versprach, sich gegen Abend einzufinden. Er hielt sein Wort, und entzückte Alles durch seine Urbanität und Herablassung.

So oft einer der Gäste ihm vorgestellt wurde, pflegte Napoleon sich nach seinem Stande zu erkundigen, und lenkte dann das Gespräch auf einen darauf bezüglichen Gegenstand. Man hat oft sein Erstaunen darüber ausgedrückt, daß der Kaiser so ausgebreitete Kenntnisse von Dingen besaß, mit denen er sich, allem Anschein nach, nur wenig beschäftigt haben konnte. Bei dieser Gelegenheit äußerte ein sehr geschickter Arzt gegen meinen Vater seine Bewunderung über die medizinischen Kenntnisse, die Napoleon in einer Unterredung mit ihm entwickelt hatte, und über die Klarheit und Schärfe seines Raisonnements, obgleich seine Theorien zuweilen etwas heterodox seyen. Napoleon sagte ihm, er habe zu Arzneien auch nicht das geringste Zutrauen; seine einzigen Mittel wären Hunger und warmes Baden. — Nichtsdestoweniger versicherte er, eine günstigere Meinung von der Medizin, oder vielmehr von der Wundarzneikunst, zu hegen, als von irgend einer anderen Profession. Die Rechtsgelahrtheit stelle die menschliche Natur auf eine zu harte Probe, und derjenige, der sich daran gewöhne, die Wahrheit zu verdrehen und am Gelingen einer Ungerechtigkeit Freude zu fühlen, würde bald nicht mehr Recht von Unrecht unterscheiden können. Dasselbe gelte von den Politikern, die ein conventionelles Gewissen haben müßten. Ueber die Kirche (les ecclésiastiques) fällt er gleichfalls ein hartes Urtheil. Es würde zu viel von den Gliedern derselben erwartet, wodurch man sie zwingt, Scheinheilige zu werden. Soldaten nannte er Gurgelabschneider und Räuber, um so viel mehr, da sie demjenigen, der ihnen dieses zu erkennen giebt, sogleich eine Kugel durch den Kopf zu jagen bereit sind. Aber Wundärzte, meinte er, sind weder zu gut noch zu böse; ihre Aufgabe ist, dem menschlichen Geschlechte wohl zu thun, nicht aber, es zu verderben, zu täuschen oder aufzuheben. Sie haben Gelegenheit, die menschliche Natur sowohl als die Wissenschaft zu studiren. — Der Kaiser sprach in höchst schmeichelhaften Ausdrücken von Larrey; dieser, sagte er, ist ein Mann von Genie und unbestreitbarer Rechtschaffenheit.*

In der ersten Zeit nach der Ankunft des Kaisers auf St. Helena liebte er es, einsame Spaziergänge im Thale zu machen, das am Fuße unserer Wohnung lag. Auf diesen kurzen Ausflügen wurde er nicht von dem wachhabenden Offizier begleitet und er hatte das Vergnügen, sich unbeobachtet zu fühlen. Der Offizier, dem man diese Aufsicht zuerst übertrug, war ein gewisser Capitain Gratelsy von der Artillerie, und obgleich sehr mild und zuvorkommend in seinem Betragen, wurde er doch von Napoleon mit unbesiegbarem Widerwillen betrachtet. Es war seine Pflicht, ihn auf seinen Spazierritten zu begleiten, und man hatte ihm vorgeschrieben, Napoleon nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Lepterer ritt eines Tages, von dem gedachten Ordonnanz-Offiziere gefolgt, einen engen Bergpaß entlang; als plötzlich der Kaiser rechts abbog und, dem Pferde heftig die Sporen gebend, einen jähen Abhang hinauf jagte, so daß die Steine den Berg hinabflogen. Der Offizier blickte ihm sprachlos vor Erstaunen nach, indem er zugleich wegen seiner Sicherheit besorgt und über seine Absichten in Zweifel war. Er war entweder nicht so gut beritten oder es fehlte ihm zur Verfolgung Napoleons an Reckheit; genug, er eilte stehenden Fußes zu Sir George Cockburn, der zur Zeit gerade auf den Briars bei meinem Vater zu Mittag speiste. Er kam athemlos in unserem Hause an und verlangte mit Sir George zu sprechen, dem er Nachrichten von höchster Wichtigkeit mitzutheilen habe. Er wurde daher sogleich in den Speisesaal eingeführt.

Der Admiral war gerade mit der Suppe beschäftigt und hörte, ohne eine Miene zu verändern, die Details an, die ihm der bestürzte Offizier von dem Vorgefallenen gab. Er ertheilte ihm dann sehr ruhig den Rath, nach Longwood zurückzukehren, wo er den General Bonaparte höchst wahrscheinlich finden werde. Dieses war auch wirklich der Fall, und Napoleon lachte nachher oft über die Bestürzung, die er verursacht hatte.

Ich habe es bereits erwähnt, daß der schöne Anstand Napoleons zu Pferde mir schon bei der ersten Zusammenkunft besonders imponirte. Er fragte mich eines Tages, was ich von seinem Reiten halte? und ich erwiderte, der Wahrheit getreu, daß er sich besser zu Pferde ausnehme als irgend Einer, den ich je gesehen. Diese Aeußerung schien ihm zu gefallen; er ließ

* Die Verfasserin bemerkt, daß obige Notizen von ihrem Vater zur Zeit niedergeschrieben wurden.

sein Pferd vorführen und galoppierte mehrere Male um den Rasenplatz, indem er das Thier einen immer kleineren Zirkel beschreiben ließ und seine vollkommene Gewalt über dasselbe zeigte.

Es traf sich einst, daß sein Stallmeister Achambaud einen prachtvollen jungen Araber zuritt, den man für den Kaiser als Reiterpferd gekauft hatte. Das Füllen sprang und bäumte sich auf das furchtbarste und wollte nicht bei einem weißen Tuche vorüber, welches man auf den Rasen ausgebreitet hatte, um ihm das Scheuen abzugewöhnen. Ich bemerkte gegen Napoleon, es würde ihm nie möglich seyn, dieses Pferd zu reiten, indem es gar zu wild sey. Er lächelte, winkte dem Stallmeister, abzustiegen, und sprang zu meinem größten Schrecken selbst in den Sattel. Es gelang ihm bald, das Thier nicht nur bei dem Tuche vorbeizuführen, sondern es sogar dahin zu bringen, dasselbe zu betreten; später ritt er mit ihm mehrere Male über das Tuch. Achambaud schien nicht recht zu wissen, ob er lachen oder weinen sollte. Er war über die Kunstfertigkeit seines Gebieters entzückt, während es ihn zu gleicher Zeit demüthigen mußte, ein Pferd, welches er vergebens zu zähmen versucht hatte, mit solcher Leichtigkeit regieren zu sehen.

Napoleon erzählte mir, daß er einst, ohne das Pferd zu wechseln, an einem einzigen Tage 120 (Engl.) Meilen zurückgelegt habe. Es geschah, um seine Mutter zu besuchen, die gefährlich krank war und zu der er nur auf diese Weise gelangen konnte. Das arme Thier fiel auch während der folgenden Nacht. Er fügte hinzu, daß es ihm möglich sey, unerhörte Strapazen zu ertragen, und daß er fast sein Leben im Sattel zubringen könne. Ich wage es kaum, seine Aussage zu wiederholen, wie viele Stunden er einmal zu Pferde blieb; aber ich erinnere mich noch des Erstaunens, die seine Ausdauer in mir hervorbrachte. Seine starke Natur war ihm vielleicht mehr zur Erreichung seiner ehrgeizigen Absichten behülflich, als man es beim ersten Blicke glauben möchte. Der Geist ist so sehr von dem Zustande des Körpers abhängig, daß die zu kriegerischen Erfolgen oder politischen Bewegungen nöthige Seelenkraft ohne eine entsprechende Festigkeit des Körpers oder der Constitution kaum existiren kann. In wie vielen kritischen Perioden seines Lebens würde nicht die Krankheit einer Woche seine Herrscherpläne vernichtet haben! Wie sehr hätte auch die geringfügigste Unpäßlichkeit den riesenhaften Ehrgeiz und die Festigkeit des Entschlusses erschüttern können, durch die er im Revolutionskampfe seine verwegnen Nebenbuhler überwältigte! Ein wenige Tage anhaltendes Fieber hätte selbst den Geist eines Napoleon niedergedrückt und seinen mächtigen Willen in Fesseln geschlagen. Vor Allem muß das siegreiche Haupt einer Revolution „der Uebel ledig seyn, die dem Fleische anleben.“ Die kürzeste Abwesenheit von dem Kampfplatze genügt, ihn ins Verderben zu stürzen. Man verbreitet nachtheilige Gerüchte, das blendende Vorurtheil verschwindet, und er wird bald durch einen kräftigeren und glücklicheren Nebenbuhler von seinem Throne hinabgestürzt.

Mannigfaltiges.

— Mickiewicz über die Czechen und ihr literarisches Verhältnis zu den übrigen Slawen. In seinen bereits mehrfach von uns erwähnten, zu Paris im Druck erschienenen Vorlesungen über die Slawische Literatur spricht sich Mickiewicz über die für uns Deutsche besonders interessanten Slawen des mitten in unserem großen Vaterlande liegenden Böhmens folgendermaßen aus: *) „Es ist dieses (Böhmen) ein Thal oder vielmehr ein Kessel zwischen konvergirenden Bergen, die rechts und links ihre Gewässer nach der am tiefsten gelegenen Mitte hinfenden, wo sie von der Elbe aufgenommen und weiter spedirt werden, etwa ein Tausend Quadratmeilen groß, und mit etwas über vier Millionen Einwohnern. Der schwierige Zutritt zu diesem Lande schirmte es sogar schon während der Völkerwanderungen; die Barbaren, welche sich tief nach Europa hinein versenkten, umkreisten es in die Runde. In einer so glücklichen Lage gelegen, vermochten die Czechen schon zeitig, eine gewisse Ordnung in ihre Politik und Literatur zu bringen. Im ersten Jahrhunderte gründeten sie schon die Erblichkeit des Thrones und sicherten gesetzlich die Untheilbarkeit des Königreichs; zwei ungeheure Schritte im politischen Leben. Dieses Reich war auch das erste im Slawenthum, welches die christliche Religion für die Grundlage der neuen Gesellschaft annahm. Dergleichen war ihre Sprache schon längst angebaut und besaß Denkmäler aus dem 10ten Jahrhundert, im 11ten, 12ten und 13ten aber zählte sie schon viele geschriebene Werke. Nach dem Erlöschen der volkstümlichen Dynastie unterstützte das regierende Haus Luxemburg die Wissenschaften und Künste, später bemühte sich das Oesterreichische, nach Möglichkeit den Samen der örtlichen Kultur zu entwickeln. Ungeachtet aller dieser Vortheile jedoch blieb ihre Literatur einigermassen wie kalt und todt. Es scheint, als hätte die tödliche Krankheit im Schoße der politischen Gesellschaft geruht, welche zur Erkenntniß ihrer selbst nicht kommen und keine Bestimmung zwischen den christlichen Völkern nicht errathen konnte. Vielleicht war die glückliche Lage, die ungetrübte Ruhe selbst die Ursache des Unglücks der Czechen? Während die Russischen Länder unter dem starken Drucke der Mongolischen Atmosphäre alle Kräfte ihrer Kräfte entwickelten, während Polen durch die von der Türkei

heraneisenden Stürme in einem fort erschüttert wurde, waren die Czechen, gedeckt durch Polen und Ungarn, in fortwährender Berührung, vermöge Oesterreichs, mit dem kultivirten Theile Europa's. Diese Civilisation wollten sie bei sich häuslich machen, entnahmen dieselbe von Außen, hatten aber im Innern nichts, sie zu nähren. — Alle Slawischen Völker zusammengenommen haben nicht so viel geschrieben als sie; dessenungeachtet hat ihre Literatur keine selbständige Kraft, schuf kein eigenes Erzeugniß, war immer nachahmend. Daher fing man allmählig an, die Muster der Nachahmung vorzuziehen, und die Deutsche Sprache nahm den Vorrang vor derjenigen der Väter. Nach einiger Zeit erhoben sie sich zwar zur Vertheidigung ihrer Volkstümlichkeit, aber auch dieser Kampf fiel unglücklich aus, weil sie die Volkstümlichkeit bloß von ihrer am meisten materiellen, oberflächlichen Seite begriffen, und bloß auf den Stamm und die eigene Sprache dieselbe stützten. Die Zunge war ihnen nicht eigentlich Sprache, sie betrachteten sie bloß als Werkzeug, als Mittel zur Mittheilung des Gedankens, nicht aber für den Schoß, der denselben schafft. Sie begriffen es nicht, daß die Sprache nur durch ihre innere Macht fortleben kann, daß ihre Anziehungskraft in geradem Verhältnisse stehe zum Gesammtinhalte der Wahrheit, die sie enthält, ihre Wirkungskraft nach Außen im Verhältnisse der Masse des Lichtes und der Wärme, die sie ausgiebt. Anstatt aber die siegende Kraft ihrer Sprache in der Wahrheit zu suchen, wollten sie den Triumph derselben in der materiellen Kraft finden. Ohne sich zu bemühen, gründlicher und erhabener als die Deutschen zu schreiben, vermeinten sie, mit geschriebenen Urkunden das Deutchthum von der Universität Prag zu vertreiben; ihre Volkstümlichkeit und Sprache trachteten sie mit Gesetzkraft und dem Schwerte zu schützen. — Ein so beengter nationaler Geist hatte nicht wenig Einfluß auf ihre Religionsansichten; diesen Geist, als der Gegenwärtiger der volkstümlichen Kirche, unterstüzte über Alles die Kirche selbst, welche die Czechische Sprache adoptirte und rein Czechische Dogmen hatte. — Nachdem sie sich kopfüber mit dem Feuer eines jugendlichen, fast barbarischen Volkes in den Religionskampf geworfen hatten, gebrauchten sie die theologischen Artikel, wie die Wilden die Waffen oder den Brantwein, ihnen von der neueren sogenannten Civilisation dargereicht, gebrauchten, — nämlich zur eigenen Vernichtung, zur eigenen Vertilgung. Oesterreich, damals der Vertreter des alten Europa, vermochte allmählig dieses Feuer zu dämpfen, die Kraftanstrengung für seine Zwecke zu lenken, die Ermüdeten zu unterjochen, und einmal Herr des erschöpften Volkes, rottete es mit Erbitterung seine Literatur, als durchdrungen von gefährlichen Dogmen, als das Zeughaus der Rebellion, aus. Zwei Jahrhunderte hindurch wurden mit der größten Emsigkeit alle Denkmäler Böhmens zerstört, bis endlich, als die Feindschaft schon besänftigt, fast in Vergessenheit gerathen war, als die Böhmen schon viele Male Beweise der Anhänglichkeit an das Oesterreichische Haus gegeben hatten, diese Regierung in unseren Tagen anfang, sie zu unterstützen und sogar ihre nationalen literarischen Unternehmungen zu ermuntern. Merkwürdig und auffallend ist jedoch die Erscheinung, daß jener Czechische Geist, welcher so lange umsonst nach seiner Bahn zur Zukunft gestrebt hatte, gerade jetzt beim Aufwachen nach einem langen Schlafe einmahl die ihm gebührende Stellung findet. Fast scheint es, die Czechen hätten erkannt, was ihr Beruf sey, wenigstens haben sie die ihnen von Niemanden streitig gemachte Stellung inmitten der Slawischen Völker eingenommen. Zurückgeführt zur Tiefe ihres Wesens, haben sie sich auf die Vergangenheit gestützt, treten aus ihr heraus, und aus derselben wollen sie das gemeinschaftliche Band für alle Slawen hervorholen. Die Czechischen Gelehrten ähneln nicht im mindesten den Alterthumsammlern anderer Länder: von einem heiligen Feuer werden sie geleitet zur rastlosen Arbeit, wie etwa die Mönche des Mittelalters, welche den Glauben, während jene Volksthum, predigen und mit geduldigem, zugleich poetischem Geiste nachforschende Unternehmungen ausführen, wobei sie häufig Armuth und Elend ertragen müssen. — Sie schreiben in allen Sprachen, benutzen alle mögliche Mittel zur Erreichung ihres Zieles. Aus der Leuchte der ganzen Civilisation Vortheil ziehend, bemühen sie sich, das Slawenthum vor dem ganzen civilisirten Europa zu enthüllen; wiederum die Slawen gegen einander stellend, wollen sie dieselben unter einander bekannt machen und Friede stiften: im Wissen der feindlichen Literatur stehen sie da als unparteiische Richter, zuvorkommende Vermittler. Die Russischen Literaten haben immer die Polnischen, diese wiederum die Russischen im Verdacht; mit gleichem Vertrauen jedoch nähert sich der Russe wie der Pole dem fleißigen, gewissenhaften Czechen; was besonders diese Gelehrten auszeichnet, das ist ihre hohe Unparteilichkeit. — Sie haben diesen dauernden Grundsatz, die Wissenschaft über zeitliche Fragen zu erheben, die Geschichte unter der Oberfläche der politischen Umstände zu erforschen. Die verbrüdereten Stämme an die ursprüngliche Gemeinschaft des Stammes und der Sprache, der Apostel und der Kirche erinnernd, rufen sie dieselben fortwährend zur Einheit auf, ja sie möchten in einem Glanze des Ruhmes die Rück Erinnerungen ihrer gegenseitigen Kämpfe ersticken. Und wenn es ihnen nicht gelingt, das erwünschte Ziel zu erreichen, so rührt dieses vielleicht daher, daß sie noch nicht gänzlich von den ererbten Vorurtheilen der Väter sich frei gemacht, daß sie gar zu viel auf eine oberflächliche, stammliche Volkstümlichkeit gaben, den Geist aber, welcher die Civilisation der verschiedenen Völker belebt und entwickelt, zu wenig schätzen; dies sey jedoch, wie es wolle, immer werden die Czechen als die Patriarchen der Slawischen Wissenschaften gelten. Sie liefern nicht nur volkstümliche Dichter und Rechtsgelehrte, sondern man kann sagen, es ist dies ein ganzes Volk von Forschern und Philologen.“

*) Wir theilen diese Stelle nach einer Uebersetzung in den „Slawischen Jahrbüchern“ mit.